

St.-Johannis-Kirche / Dessau-Roßlau

DESSAUER Theaterpredigten



ANHALTISCHES
THEATER DESSAU

EVANGELISCHE
Landeskirche
Anhalts



zum Musikdrama
„Siegfried“
von Richard Wagner

**„Von einem, der auszog,
das Fürchten zu lernen“**

Sonntag, 14. April 2013
14.30 Uhr

Predigt: Andreas Hillger

Sehr verehrte Damen und Herren, liebe Gemeinde,

der Titel der heutigen Theaterpredigt denkt Richard Wagners Oper „Siegfried“ zunächst mit den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm zusammen, in denen sich auch die Geschichte „Von Einem, der auszog, das Fürchten zu lernen“ findet. Was aber haben diese Texte gemeinsam – außer der Tatsache, dass wir uns in diesem Jahr an den 200. Geburtstag des Komponisten und Librettisten Richard Wagner, der nur wenige Monate nach der Erstveröffentlichung der Grimmschen Märchensammlung das Licht der Welt erblickte? Vordergründig und vor allem dies: Beide erzählen von einem Helden, dem eine Grunderfahrung menschlicher Existenz fehlt – die Furcht. Im einen wie in dem anderen Fall wird dieser Mangel von den Betroffenen zwar als Defizit erkannt, kann aber nicht aus eigener Kraft behoben werden. Und weil das so ist, sind auch die Konsequenzen ähnlich: Sowohl Siegfried als auch seinem namenlosen Wiedergänger im Märchen fehlt die Empathie, die Fähigkeit zur Einfühlung und zum Mitleiden mit dem Gegenüber. In der Oper bekommen das Fafner, Mime und Wotan zu spüren, bei den Grimms müssen sogar Gespenster und Gehängte unter erbarmungslosen Übergriffen leiden.

Zur Erinnerung: Das Märchen erzählt von einem Jungen, der auf der Suche nach der ihm unbekannten Furcht zunächst auf einem Richtplatz übernachtet und dort die armen Sünder vom Galgen schneidet, damit sie sich mit ihm am Feuer wärmen können. Später verbringt er drei Nächte in einem verwunschenen Schloss und lehrt dort die Gespenster das Fürchten, anstatt es von ihnen zu lernen. Schließlich fliehen die Geister vor ihm – und erst als er zum Lohn für diesen Exorzismus eine Prinzessin geheiratet hat, erfährt er von ihr, was Furcht ist. „Nachts, als der junge König schlief, musste ihm seine Gemahlin die Decke wegziehen und einen Eimer voll kalt Wasser mit Gründlingen über ihn herschütten, dass die kleinen Fische um ihn herum zappelten. Da wachte er auf und rief: ‚Ach, was gruselt mir, was gruselt mir, liebe Frau! Ja, nun weiß ich, was Gruseln ist.‘“

Wie aber lässt sich das Gefühl beschreiben, das im Märchen mit dem wiederholten Satz „Wenn mir doch gruselte. Ach, wenn mir doch gruselte.“ herbeigesehnt wird? Geben wir an dieser Stelle Siegfrieds Ziehvater Mime das Wort: „Fühltest du nie im finst’ren Wald, / bei Dämmerchein am dunklen Ort, / wenn fern es säuselt, summt und saust, / wildes Brummen näher braust, / wirres Flackern um dich flimmert, / schwellend Schwirren zu Leib dir schwebt: / fühltest du dann nicht grieselnd / Grausen die Glieder dir fahen? / Glühender Schauer schüttelt die Glieder, / in der Brust bebend und bang / berstet hämmernd das Herz?“ Abgesehen davon, dass Richard Wagner hier eher die ins Vage und Ungefähre zielende Angst als die auf konkrete Objekte oder Situationen gerichtete Furcht beschreibt, sind die Symptome doch deutlich: Furcht wird nicht nur in tiefster Seele empfunden, sondern kann in gesteigerter Form sogar körperlich wahrgenommen werden. Und wer sie am eigenen Leibe spürt, ergreift gewöhnlich Gegenmaßnahmen: Entweder folgt er seinen Fluchtreflexen, um dem Gefürchteten zu entkommen – oder er geht zum Gegenangriff über. Siegfried hätte Fafner also wohl auch erschlagen, wenn er sich vor ihm gefürchtet hätte. In der Oper aber tut er es gerade darum, weil ihn der Drache nicht das Fürchten lehren kann.

Was aber ermutigt einen Künstler dazu, einen so buchstäblich asozialen, also zu menschlicher Gemeinschaft unfähigen Helden in den Mittelpunkt einer Oper zu stellen? Wagners erste Auseinandersetzung mit dem Recken aus dem Nibelungenlied datiert bekanntlich auf das Revolutionsjahr 1848, kurz nach der Vollendung seines „Lohengrin“. Damals hatte der Dresdner Hofkapellmeister einem Freund bei einem Spaziergang verkündet: „Ich schreibe keine Opern mehr, ‚Lohengrin‘ ist meine letzte. Märchen will ich komponieren, das ist das Rechte; das Märchen vom Fürchtenlernen.“ Und tatsächlich vollendet er seinen ersten Entwurf „Siegfrieds Tod“ am 28. November des gleichen Jahres. Ganze drei Wochen hat er zu diesem Zeitpunkt auf den ursprünglich als Solitär gedachten und erst später zur finalen Krönung in den „Ring des Nibelungen“ eingearbeiteten Text verwendet. Bemerkenswert ist nun aber vor allem, dass er sich unmittelbar danach – schon unter dem Eindruck der blutigen Revolution und der Hinrichtung ihres Anführers Robert Blum stehend – einem anderen, nicht minder großen Stoff zuwendet: „Wie ich mit dem ‚Siegfried‘ durch die Kraft meiner Sehnsucht auf den Urquell des ewig Reinmenschlichen gelangt war, so kam ich jetzt, wo ich diese Sehnsucht dem modernen Leben gegenüber durchaus unstillbar, und von neuem nur die Flucht vor diesem Leben, mit Aufhebung seiner Forderungen an mich durch Selbstvernichtung, als Erlösung erkennen musste, auch an dem Urquell aller modernen Vorstellungen dieses Verhältnisses an, nämlich dem menschlichen Jesus von Nazareth.“ Einfacher gesagt: Im Moment einer existenziellen Krise, die sein bisheriges Leben von innen wie von außen in Frage stellt, erscheint dem Künstler der Mensch Jesus als geeignete Gestalt für eine Entäußerung seiner Gedanken und Gefühle.

Das mag man zunächst anmaßend finden, aber es ist jene Anmaßung, ohne die keine Kunst entsteht – die Überhöhung des eigenen Menschen-Mittelmaßes zu einer exemplarischen Größe. Wagner selbst hat seine Vorstellung des Verhältnisses von Religion und Kunst in seiner gleichnamigen Schrift so zusammengefasst: „Man könnte sagen, dass da, wo die Religion künstlich wird, der Kunst es vorbehalten sei, den Kern der Religion zu retten, indem sie die mythischen Symbole, welche sie im eigentlichen Sinne als wahr geglaubt wissen will, ihrem sinnbildlichen Werte nach erfasst, um durch ideale Darstellung derselben die in ihnen verborgene tiefe Wahrheit erkennen zu lassen.“

Auf wenigen Seiten skizziert Wagner Ende 1848 also einen „dichterischen Entwurf“ in fünf Akten, der die Passionsgeschichte des Menschensohnes erzählt. Und dort heißt es, kurz vor Schluss, in der gedrängten, fragmentarischen Notizform: „Erdbeben. Schreckensberichte – Frauen und Volk wehklagend: - Priester: Der Vorhang des Tempels sei zerrissen. Deutung dieses Vorfalles durch Petrus. Petrus: ‚Fürchtet Euch nicht ob der Schrecken des Wetters, denn wir wissen, dass sie ein Zeugnis der Liebe sind.‘“ Fürchtet Euch nicht! Auf dem tragischen Höhepunkt – dem Augenblick von Jesu Tod – legt Wagner jenem Jünger, den Christus als Fundament seiner Kirche ausersehen hat, eine zentrale biblische Botschaft in den Mund: Fürchtet Euch nicht! Das wollen wir uns für später merken. Ob es Verlust oder Gewinn für die Nachwelt ist, dass Wagner von diesem Plan einer Jesus-Oper schon bald wieder Abstand genommen hat, muss jeder selbst entscheiden. Die Gründe dafür hat er immerhin überliefert: „Zwei überwältigende Bedenken hielten mich aber von der

Ausführung des Entworfenen ab. Diese erwachsen einerseits aus der widerspruchsvollen Natur des Stoffes, wie er uns eben vorliegt; andererseits aus der erkannten Unmöglichkeit, auch dieses Werk zur öffentlichen Aufführung zu bringen. Ein klarer, täuschungsloser Blick auf die äußere Welt belehrte mich entscheidend, dass ich den Jesus von Nazareth durchaus aufzugeben hatte.“ So wendet der Autor sich vom „Fürchtet Euch nicht!“ ab und kommt auf jenen zurück, der „das Fürchten nicht erfuhr“.

Aber ist dieser Held wirklich eine Alternative? Gerade weil es der Dessauer Inszenierung so überzeugend gelingt, auch seine Mit- und Gegenspieler in ihrer Fehlbarkeit, in den Motiven ihres Handelns und auch in ihren Ansprüchen an das Leben ernst zu nehmen, erscheint Siegfrieds Verhalten hier so fragwürdig. Mime ist eben nicht nur die Memme und der Fratzenschmied, sondern hat dem Findelkind – durchaus eigennützig – ein Heim und einen Herd geboten. Fafner, der in seinem Leiden an sich und seiner Verwandlung fast wie der wunde Gralskönig im „Parsifal“ erscheint, will eigentlich nur liegen, schlafen und besitzen – bis ihm auf dem Weg zur Quelle der Held in die Quere kommt. Und selbst Brünnhilde sucht der Hela ja nur auf, um bei ihr endlich das verfluchte Fürchten zu lernen: „Der dumme Knab',“ sagt er zum Waldvöglein, „der das Fürchten nicht kennt, / mein Vöglein, der bin ja ich! / Noch heute gab ich vergebens mir Müh, / das Fürchten von Fafner zu lernen: / nun brenn' ich vor Lust, / es von Brünnhilde zu wissen! / Wie find' ich zum Felsen den Weg?“

Die Lektion, die er bei ihr lernt, ist freilich eine andere. Zwar deutet der Knabe, der noch nie in seinem Leben eine Frau gesehen hat, sein Gefühl beim Anblick der Walküre zunächst noch als Furcht: „Mir schwebt und schwankt / und schwirrt es umher! / Sehrendes Sehnen zehrt meine Sinne; / am zagenden Herzen zittert die Hand! / Wie ist mir Feigem? / Ist dies das Fürchten? / O Mutter! Mutter! Dein mutiges Kind! / Im Schlafe liegt eine Frau: / die hat ihn das Fürchten gelehrt!“ Wieder scheint – wie im Märchen, ein seltsamer Befund – eine Frau nötig, um dem Mann das Gruseln zu lernen. Doch bald schon muss er erkennen, dass es sich bei der unbekannten Regung wohl eher um die Liebe handelt – das zweite Gefühl, das ihm bis dato unbekannt war. Und an dieser Stelle empfiehlt es sich nun, noch einmal auf den Satz des Petrus aus dem Entwurf zu „Jesus von Nazareth“ zurückzublicken: „Fürchtet Euch nicht ob der Schrecken des Wetters, denn wir wissen, dass sie ein Zeugnis der Liebe sind.“ Hier wie dort verknüpft Wagner also die Furcht mit der Liebe – und stellt damit einen dialektischen Zusammenhang her, der auf den ersten Blick gewagt scheint.

Aber fürchten wir nicht alle um das, was wir lieben – unseren Partner, unsere Familie, unsere Freunde und am Ende auch um uns selbst, unsere Gesundheit und unser Leben? Siegfried lernt bei Brünnhilde nicht nur die Liebe zu einem anderen Menschen, er lernt durch ihre Augen auch sich selbst zu sehen und zu lieben. Und weil er nun um den Wert seines Lebens weiß, kennt er auch die Furcht – auch wenn er selbst glaubt, „und das Fürchten, ach! / Das ich nie gelernt, / das Fürchten, das du mich kaum gelehrt: / das Fürchten, - mich dünkt - / ich Dummer vergaß es nun ganz!“ Dass er an dieser Stelle irrt, wird ihm später in der „Götterdämmerung“ zum Verhängnis. Siegfried ist verwundbar geworden, Wagner hat ihm das Lindenblatt aus dem ursprünglichen Nibelungenlied nicht zwischen die Schultern,

sondern direkt auf sein Herz gelegt. Brünnhilde aber, die sich vergeblich gegen ihre Gefühle wehrt, weiß um das Kommende – und stimmt darum mit ihm in jenen seltsamen, schrecklich schönen Jubel ein, mit dem das Werk schließt: „Leuchtende Liebe, lachender Tod!“

Das ist nun tatsächlich ein Gegenentwurf zu dem, was Wagner in seinem „Jesus von Nazareth“ erzählen wollte – obwohl er auch dort nur den leidenden, nicht den auferstehenden Christus zu zeigen beabsichtigte. Doch selbst wenn der große Theaterpraktiker wusste, dass seine Kunst dem Karfreitag, nicht aber dem Ostersonntag gerecht werden kann, hatte er schon mit der Wahl des Evangeliums eine weit reichende Entscheidung getroffen. Denn dort bringt die Liebe ja nicht den Tod, sondern sie überwindet ihn. Zwar begegnet uns auch im „Ring des Nibelungen“ ein Gott, der die alte Welt mit Hilfe eines Menschen zerstören und einer neuen Ordnung Platz geben will. Aber dieser Wotan, der gelegentlich an seiner eigenen Endzeitsehnsucht zu zweifeln scheint und das rollende Rad doch nicht mehr hemmen kann, arbeitet dabei ja auch an seinem eigenen Untergang, an der totalen Negation im Gegensatz zur großen Bejahung des Neuen Testaments.

Dass Wagner den Moment der Entscheidung in Brünnhildes Hände legt und sie angesichts der drohenden Katastrophe jubeln lässt: „Fahr' hin, Walhalls leuchtende Welt! / Zerfall in Staub deine stolze Burg! / Leb' wohl, prangende Götterpracht! / End' in Wonne, du ewig Geschlecht!“, das ist Nihilismus mit Goldrand – und wird in der Dessauer Inszenierung in großer Werktreue von strahlendem Leuchten begleitet. Dass aber auch das Regieteam das von Brünnhilde in diesem Strahlenglanz besungene, hoffnungslose Ende „Götterdämm' rung, dunkle herauf!“ nicht ertragen hat, konnte man bereits in der vergangenen Spielzeit sehen, als ein kleiner Junge im Finale aus dem Bühnenhimmel schwebte. Keine Auferstehung, aber ein neuer Anfang mit einem neuen Helden – immerhin! Man darf diesen inszenatorischen Kunstgriff von André Bückner auch als Hoffnungszeichen im Sinne der Regeneration lesen, von der Wagner 1880 in der Schrift „Religion und Kunst“ träumte.

„Wir müssen erkennen, dass eine große Regeneration des verdorbenen Menschengeschlechtes nur aus dem tiefen Boden einer wahrhaftigen Religion erwachsen kann. Verstehen wir sie recht – die Geschichte! Und zwar im Geiste und in der Wahrheit, nicht nach dem Worte und der Lüge unserer Universitätshistoriker, welche nur dem Eroberer ihr Lied singen, von dem Leiden der Menschheit aber nichts wissen wollen. Erkennen wir, dass nicht ihre Handlungen, sondern ihre Leiden die Menschen uns nahebringen und unseres Gedenkens würdig machen, dass allein nur dem unterliegenden, nicht dem siegenden Helden unsere Teilnahme zugehört.“ Der Unterliegende, nicht der Siegende – das ist der Mensch Jesus am Kreuz, nicht der auferstandene Christus.

Also muss man es fast schon für einen perfekten Zufall halten, dass der Dessauer „Siegfried“ am Ostersonntag – zwischen Kreuzigung und Auferstehung – Premiere feierte. Denn so, wie das Leiden Christi an die Furcht jedes Menschen vor unsäglichen Schmerzen und gewaltsamem Tod rührt, ist seine Auferstehung als Zeichen der Liebe Gottes zu lesen. Furcht und Liebe – und dazwischen Wagner, der diese beiden wichtigen menschlichen Gefühle so klug zusammengeführt und in so wunderbare Musik gegossen hat. Ich glaube übrigens, dass

seine Entscheidung gegen das Evangelium und für die nordische Mythologie richtig war. Denn die Darstellung des Allerheiligsten auf einer Theaterbühne mag als szenisch gefasstes Oratorium von Bach oder Händel denkbar sein, bei Wagner ist die mittelbare Interpretation wohl besser als die unmittelbare Abbildung. Und dafür haben wir ja das Bühnenweihfestspiel „Parsifal“, das mit Grals-Mythos und Karfreitagszauber auch die Passionsgeschichte in den Blick nimmt. Dort begegnet uns in dem „durch Mitleid wissenden“ reinen Toren dann auch der Gegenentwurf zu Siegfried, der ebenfalls auserkoren ist, eine mythische Waffe – die heilige Lanze als Analogie zu Siegfrieds Schwert Nothung – zu führen. Allerdings soll er damit keine neuen Wunden schlagen, sondern eine alte schließen – ein Bild der Barmherzigkeit, mit dem Wagner sein letztes Bühnenwerk krönt.

Im „Siegfried“ aber hat er gezeigt, dass das Wissen um Furcht zum menschlichen Leben ebenso gehört wie die Liebe. Denn nur, wer Furcht kennt, versteht auch die Tragweite des Satzes, der in der Bibel vielfach und in diversen Varianten zu finden ist. Gerichtet wird er an die Armen und Schwachen, nicht an die Mächtigen und Reichen dieser Welt. Der Engel sagt ihn zu den Hirten auf dem Felde, Jesus spricht ihn zu seinen Jüngern – und auch die Frauen am leeren Grab hören ihn am Ostermorgen von Gottes Boten: „Fürchtet Euch nicht!“

Ein kurzer Nachsatz sei mir noch gestattet: Wer in diesen Zeiten auf die Kulturpolitik des Landes Sachsen-Anhalt blickt, der kann – um zum Ausgangspunkt zurück zu kommen – das Fürchten lernen. Obwohl ein eigens dafür einberufener Konvent dem Land empfohlen hat, seinen Etat für die Kultur zu erhöhen, ist davon inzwischen keine Rede mehr. Es mehren sich stattdessen die Zeichen, dass die ohnehin knapp bemessenen Summen noch weiter gekürzt werden sollen. Gerade in dieser, unserer Stadt aber hätten solche Einschnitte dramatische Folgen. Hier gilt es aufzustehen und in guter protestantischer Tradition zu widersprechen. Und auch dabei gilt die Ermutigung: „Fürchtet Euch nicht!“

Ich danke Ihnen!